



Aus einer Printenfabrik in Aachen verschwindet spurlos die Printe Marianne. Dabei war sie als Gastgeschenk für den französischen Staatspräsidenten gedacht. Ob der hohe Besuch doch noch seine Printenfigur in Empfang nehmen darf, erzählt Renate Herzog in der Titelgeschichte dieses Buches, das sich für Kinder ab 6 Jahren eignet. Außerdem erzählt die Autorin in ihrem ersten Kinderbuch von einer »Weihnachtsüberraschung« und von »Mathilde«, die von einem Besuch im Marionettentheater so beeindruckt war, daß sogar die Marionetten sie unbedingt noch einmal sehen möchten.

ISBN 3-923099-80-0

Renate Herzog

Die abenteuerliche Flucht der Printe Marianne

© 1990 by Grenz-Echo Verlag - Eupen/Belgien
All rights reserved

Umschlag nach einer Zeichnung von Isabel Lèbe
Umschlaggestaltung: Françoise Nizet
Zeichnungen: Edith Schleck
Satz und Druck: Grenz-Echo Druckerei

D / 1990 / 3071 / 11

ISBN 3-923099-80-0

Vertriebspartner für Deutschland, Österreich, Schweiz:
Meyer & Meyer Verlag - Aachen

Renate Herzog

DIE ABENTEUERLICHE FLUCHT
DER PRINTE MARIANNE

MATHILDE

DIE WEIHNACHTSÜBERRASCHUNG

Mit Zeichnungen von Edith Schleck

GRENZ-ECHO VERLAG

Die abenteuerliche
Flucht
der Printe Marianne

Zufrieden betrachtete Meister Lindner sein Werk, denn es war außergewöhnlich gut gelungen. Er stand vor einer Printenfigur, die auf seinem Arbeitstisch gegen die Wand lehnte und etwa die Größe eines sechsjährigen Kindes hatte.

Sogar der Herr Direktor ließ es sich nicht nehmen, dieses Meisterwerk zu bewundern. »Ja, wirklich außerordentlich gut gelungen, meine Anerkennung!« bemerkte er. »Haben sie sich denn auch schon einen Namen für Mademoiselle ausgedacht?« fragte er etwas scherzhaft den Meister.

Doch der war um eine Antwort gar nicht verlegen und antwortete verschmitzt: »Nun, ich habe mir gedacht, daß sie Marianne heißen soll, weil sie doch für den französischen Präsidenten bestimmt ist!«

7

»Eine ausgezeichnete Idee, Herr Lindner«, lachte der Direktor, und man hörte die Begeisterung in seiner Stimme. »Marianne, das paßt sehr gut!« schob er nach, dann wünschte er seinem Meister einen schönen Feierabend und ging.

Marianne öffnete ihre Augen nur einen schmalen Schlitz breit und registrierte alles um sich herum sehr aufmerksam. Nun kannte sie ihren Namen und wußte, daß sie sehr schön sein mußte, denn das hatten die Männer eben von ihr behauptet. Neben sich erblickte sie einen Stapel Printen und fragte: »Was geschieht denn mit Euch, liebe Nachbarn?« Doch statt einer freundlichen Antwort ertönte die recht brummige Stimme der obersten Printen: »Du brauchst dir auf deine Schönheit gar nichts einzubilden, und deine schönen Augen

8

werden dir nicht im geringsten nützen! Du bist aus demselben Teig gemacht wie wir, und am Ende wird man dich genau so verspeisen wie uns auch!«

Eine andere, mit Schokolade überzogene Printe spottete hinterher: »Aber vielleicht ist es eine größere Ehre, von einem Präsidenten nebst Gattin und Kindern aufgegessen zu werden!« Da lachte der ganze Stapel Printen, daß der Tisch erzitterte und Marianne hin und her geschaukelt wurde. Sie war zutiefst enttäuscht.

Zum einen, weil man ihr ihr schönes Aussehen mißgönnte, und zum anderen, weil sie allem Anschein nach nur da war, um verspeist zu werden. Aber gerade damit wollte sie sich nicht abfinden. Sie schwieg und dachte nach. Dann öffnete sie ihre Kulleraugen ganz groß und drehte sie in alle Richtungen.

9

Sie schnupperte mit ihrer zierlichen Stupsnase und stellte fest, daß es in diesem großen Raum sehr gut roch. Maschinengeräusche und Anweisungen des Meisters drangen an ihre wohlgeformten, kleinen Ohren.



Als jemand im Vorbeigehen eine Printe schnappte, und sie schnell im Mund verschwinden ließ, formte sich ihr runder, roter Mund zu einem entsetzten »Oh!« Marianne war fest entschlossen, dieses Schicksal nicht einfach hinzunehmen und faßte den Entschluß zu fliehen. Der Meister kam und hing seinen weißen Arbeitskittel an einen Haken hinter der Tür. Er hatte Feierabend. Schon wollte sich Marianne in seiner

10



großen Aktentasche verstecken, als sie feststellte, daß sie dafür zu groß geraten war. Sie bewegte ihre kleinen Füße und wagte einen Schritt voran. Es mußte gelingen! Und es gelang wirklich. Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen, rutschte auf einen Stuhl neben dem Tisch und stellte sich auf die Erde. Um an den Kittel des Meisters heranzukommen, mußte sie das Experiment in der umgekehrten Reihenfolge wiederholen. Es dauerte unendlich lange, denn Marianne war noch etwas unsicher auf den Beinen. Dann streifte sie sich Meister Lindners Kittel über und schlich zielstrebig dem Ausgang zu. Geschickt mischte sie sich unter die Schar der Arbeiter, die das Werk verließen, und keinem fiel auf, daß eine sehr wichtige Printenfigur im Begriff war, das Weite zu suchen. Marianne hatte es geschafft. Erschöpft streifte sie den weißen Kittel ab, lehnte sich

gegen eine Mauer und überlegte, was nun zu tun sei. Verwirrt betrachtete sie das geschäftige Treiben, denn zum ersten Mal in ihrem jungen Leben erblickte sie Autos, Fahrräder, eilende, diskutierende Menschen, grüne Wiesen, Bäume und Vögel. Doch niemand schien von ihr, der Printe Marianne, Notiz zu nehmen. Das war ihr auch recht so. Während sie überlegte und staunte, wurde sie von dem unwiderstehlichen Wunsch gepackt, die Stadt kennenzulernen, die sie vor sich sah und in der die ersten Lichter angingen. Marianne machte sich auf den Weg. Sie ging an Häusern vorbei mit schmucken Gärten davor. An einer Wiese, auf der drei Ponys weideten, blieb sie stehen, denn noch nie hatte sie ein vierbeiniges Wesen gesehen. Sie wollte mit jemandem reden und vor allem erfahren, wie man am schnellsten in die Stadt kommen könnte, denn schon jetzt schmerzten

13

ihre kleinen Füße. Kaum war sie stehengeblieben, trabte auch schon eines der Pferdchen heran und blieb neugierig vor ihr stehen.
»Hm, was riechst Du gut, laß mich mal schmecken!« sagte das Pony, streckte seinen Kopf durch den Zaun und reckte den Hals so lange es ging. Marianne machte einen erschreckten Satz nach hinten und wäre beinahe unter ein vorbeifahrendes Auto geraten.



»Verzeihung«, sagte das Pferdchen, »das wollte ich nicht, aber sag, wohin willst du eigenartiges Wesen?« während die anderen Pferdchen die Ohren spitzten.

Nachdem sich Marianne vom ersten Schrecken erholt hatte, erzählte sie ihre Geschichte und von ihrem Vorhaben. Das Pony, das übrigens Leopold hieß, wiegte seinen Mähnenschopf hin und her und gab zu bedenken, daß es für eine junge, schöne Dame viel zu gefährlich sei, allein solch eine anstrengende Reise zu wagen.

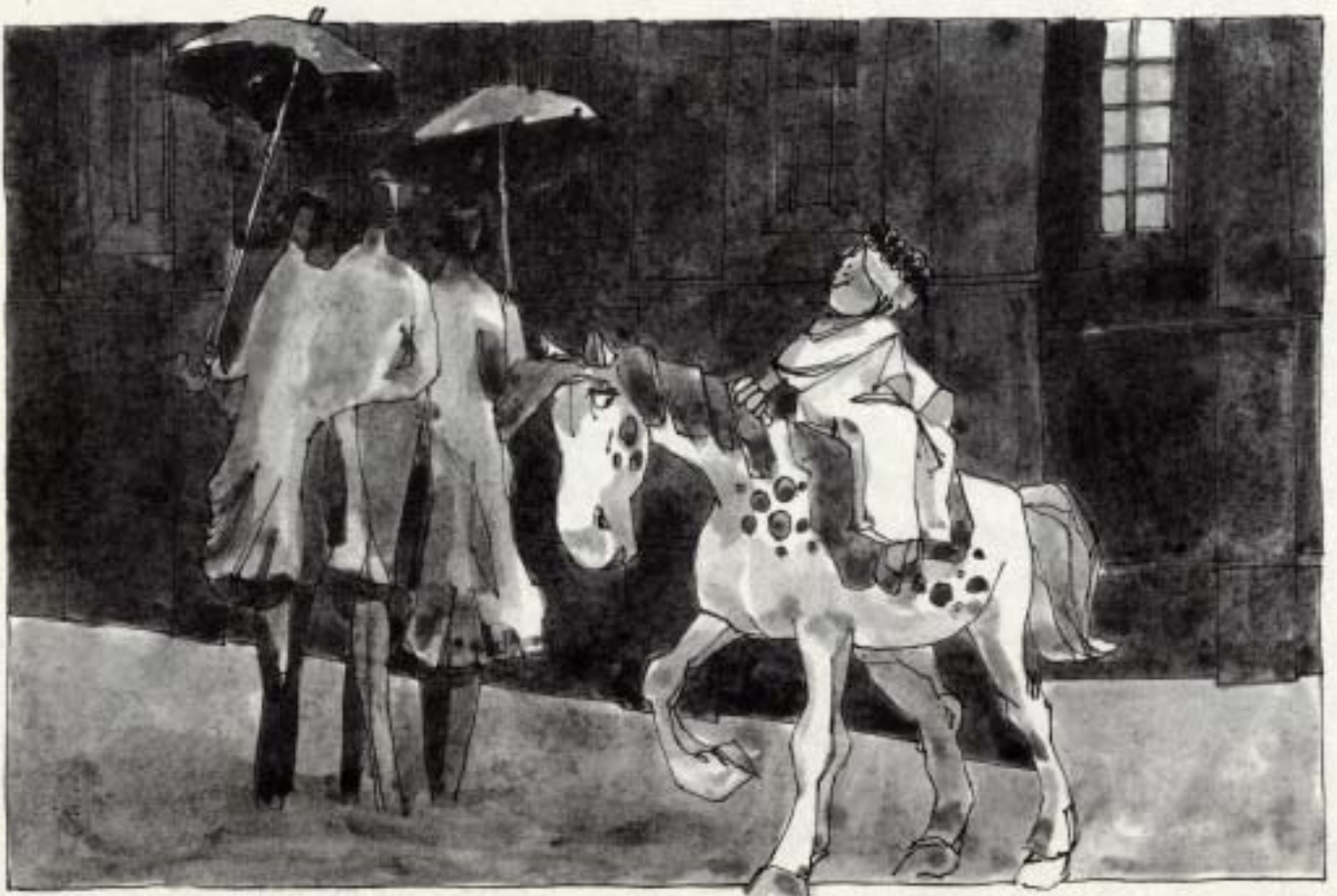
»Ich würde gerne mit dir kommen, denn auch ich kenne diese Stadt nicht. Mir ist nur bekannt, daß sie Aachen heißt, und daß einstmals ein berühmter Kaiser hier wohnte«, erzählte Leopold. Marianne merkte, daß er auf dieses Wissen mächtig stolz war.

»Gut«, sagte sie, »wir schließen einen Vertrag. Du nimmst mich auf deinen Rücken und versprichst, mir mit deiner feuchten Nase nicht zu nahe zu kommen!«

Leopold erklärte sich einverstanden, und nachdem Marianne das Gatter geöffnet und auf Leopolds Rücken Platz genommen hatte, trotteten die beiden gemächlich der Stadt zu. Inzwischen war es tiefe Nacht geworden. Ab und zu begegneten sie ein paar Nachtschwärmern. Sonst war nur das Klappern der Hufe zu hören. Sie passierten das Ponttor, und Marianne bestaunte die alten Mauern. Dann ließen sie die Hottmannspieß links liegen und bogen rechts in die Großkölnstraße ein. Vorbei an den drei Regendamen schnaufte Leopold hinauf zum Rathausplatz. Hier hielt er andächtig inne, und Marianne fragte leise: »Wie alt es wohl ist?«

»Sehr alt«, antwortete Leopold, »sehr alt, fast alles hier ist sehr alt.« »Bis auf uns«, warf Marianne ein, und beide mußten lachen. Ihr Weg führte sie weiter an der Postkutsche vorbei zum Puppenbrunnen. Aber Marianne wagte es nicht, nahe an den Brunnen heranzugehen, denn sie stellte schnell fest, daß das Wasser die Farben auf ihren zierlichen Schuhen verlaufen ließ. Dafür drehte Leopold nach Herzenslust an den Gliedern der metallenen Figuren. Schließlich entschlossen sie sich zum Weitergehen. Leopold schwenkte nach rechts auf den Katschhof ein, der die Rückseiten des Domes und des Rathauses miteinander verbindet, schritt bis zur Mitte des großen Platzes, den er so in seiner ganzen Größe und Schönheit betrachtete.

»Wie schön«, staunte Marianne, »hast du schon einmal einen so großen Platz gesehen, Leopold?«



Der antwortete altklug: »Aber ja, es gibt einen, ganz in der Nähe der Fabrik, aus der du kommst. Dort finden jedes Jahr große Volksfeste statt.«

»Und auf einem Platz auf der anderen Seite des Lousberges gibt es jedes Jahr ein großes Reitturnier.« Leopold schwärmte: »Aus der ganzen Welt kommen sie, ja, aus der ganzen Welt!« Gerne hätte Marianne gewußt, was ein Reitturnier ist, und was Leopold mit »der ganzen Welt« meint. Sie fand das alles hier schon so groß und aufregend, wie sie es sich niemals hätte träumen lassen.

Es gab so viel zu fragen. Auf einem Schild stand zu lesen: Markttage dienstags und donnerstags. Morgen war Dienstag, und am Donnerstag sollte der große Präsident eintreffen.

19

Langsam setzte sich Leopold in Bewegung. Gemächlich trottete er nun auf den Münsterplatz zu. Hier beeindruckten ihn vor allem die hohen Fenster des Domes, die in der ersten Morgendämmerung noch düster herabblickten.

Leopold war von dem langen Marsch hungrig geworden. Das stellte er fest, als er die Treppenstufen zum Elisengarten hinunter schritt und das frische Gras erblickte. Marianne kletterte von Leopolds Rücken, der sie so sicher durch die Stadt getragen und ihr so viel erzählt hatte. Leopold ging auf die herrlich grüne Wiese und fraß sich rundherum satt.



20

Marianne legte sich neben die Blumenbeete auf den Rasen, genoß den Duft der Rosen, die ringsherum blühten und schlief sofort ein. Auch Leopold suchte sich ein Plätzchen nach seinem Geschmack.

Inzwischen war es Tag geworden. Die Arbeiter eilten zu ihrer Fabrik, und auch Meister Lindner war wie immer pünktlich zur Stelle. Doch wie angewurzelt stand er vor seinem Arbeitsplatz, wo anstelle von seiner herrlichen Printenfigur ein leerer Platz zurückgeblieben war. Aufgeregt meldete er Mariannes Verschwinden der Geschäftsleitung. Zuerst dachten alle an einen Diebstahl, aber dann wurde der Kittel des Meisters noch auf dem Firmengelände gefunden, und niemand konnte sich einen Reim darauf machen. Sollte die tagelange Arbeit umsonst gewesen sein? Schlimmer noch war, daß für

Marianne kein gleichwertiger Ersatz vorhanden war. Was sollte man dem hohen Gast also schenken? Fragen über Fragen. Eine Suchaktion wurde gestartet, blieb aber ohne Ergebnis.

Unterdessen schlief Marianne im Elisengarten und wurde erst wach, als jemand vor ihr stand. »Was soll das denn?« fragte eine Kinderstimme laut, und eine andere redete weiter: »Ostern ist lange gewesen und bis Weihnachten dauert es noch sehr lange, was macht eine so große Printenfigur hier?«

Marianne schlug die Augen auf.

»Donnerwetter«, entfuhr es dem Jungen, »die hat richtige Augen und echte Beine!«

»Da staunt Ihr, was?« sprach Marianne die beiden Knirpse an, die nicht viel größer waren als sie selbst.

Die beiden Blondschöpfe stellten sich vor. Christine und Martin hießen sie und befanden sich auf dem Weg zur Schule. Doch vor allem wollten sie von Marianne wissen, wer sie war und was sie hier im Elisengarten machte. Da erzählte sie den Kindern ihre Geschichte, die damit endete, daß sie, aus Angst aufgeessen zu werden, nie mehr zur Fabrik zurückkehren wolle.

»Aber Printenmädchen, wie du eins bist, werden doch nicht gegessen, die schaut man doch nur an!« bemerkte Christine. Und Martin fügte tröstend hinzu:

»Nein, wirklich, davor brauchst du doch keine Angst zu haben, so schön wie du bist!«

»Dann bin ich also umsonst weggelaufen!« stellte Marianne erstaunt fest und meinte dann:

»Aber leid tut es mir nicht, denn sonst hätte ich diese Stadt ja nie kennengelernt. Nur, wie komme ich zurück? Ich denke, man wird mich vermissen.« Sie wußte nicht, wie recht sie damit hatte.

Doch zunächst bat sie die Kinder, ihr auf die Beine zu helfen. Sie reichten sich die Hände, und die beiden Kinder zogen kräftig. Doch bald mußten sie einsehen, daß es so nicht ging. Beine und Arme gaben nach, denn Marianne hatte nicht bedacht, daß die Nacht kühl und das Gras feucht sein würde. Mit Entsetzen sah auch der inzwischen aufgewachte Leopold, was da vor sich ging. Da zog Martin seine Jacke aus, bettete Marianne sorgfältig darauf und zog sie in die Sonne.

Aber nun begann die kunstvolle Zuckerglasur aufzuweichen, und alle vier stellten fest, daß das keine

vernünftige Lösung war. Nun hatte Christine den rettenden Einfall: »Wir nehmen euch mit zur Schule, dort können wir Hilfe bekommen. Leopold nimmt einen Zipfel der Jacke und wir die anderen. Aber wir müssen darauf achten, daß die Jacke schön gestreckt bleibt.« Und so geschah es dann auch. Es war schon eine seltsame Truppe, die da durch Aachens Straßen zog.



Nie vorher hatte man Ähnliches gesehen. Verwundert drehten sich die Leute um, blieben stehen, lachten und fragten sich, was das nun wieder sollte. Einer hielt das seltsame Schauspiel gar für ein lebendes Kunstobjekt, das sich irgendein verrückter Künstler ausgedacht hatte.

So kamen die vier in der Schule an. Kinder und Lehrer staunten nicht schlecht, als ihnen die unglaubliche Geschichte der Printendame Marianne präsentiert wurde. Schnell wurde ein Fön herbeigeschafft, Marianne getrocknet und ihr auf die Beine geholfen.

Dann beschloß die Lehrerin, gemeinsam mit den Kindern, Marianne und Leopold zur Fabrik zu wandern. Es wurde ein fröhliches Ereignis, das allen Beteiligten ihr ganzes Leben lang in Erinnerung bleiben wird.

Zur Belohnung dafür, daß sie Marianne zurückbrachten, durften die Kinder so viele Printen essen, wie sie wollten. Und sie bekamen auch noch eine große Tüte davon mit nach Hause.

Nur Leopold war ein wenig traurig. Er verabschiedete sich von Marianne und ging auf seine Wiese zurück. Aber die Kinder hatten dieses braun-weiß gefleckte Pony in ihr Herz geschlossen und versprochen, es regelmäßig zu besuchen.

Seitdem träumt Leopold noch immer von seiner aufregenden Tour durch das nächtliche Aachen. Außerdem wurde ihm eine Sonderration Printen auf Lebenszeit versichert, auf die er sich immer besonders freut.

Marianne aber konnte noch rechtzeitig dem französischen Präsidenten als Gastgeschenk überreicht werden.

Es wird berichtet, daß dieser sich sehr gefreut hat, und seine Gattin entzückt gewesen sein soll. Natürlich hat man ihnen Mariannes Abenteuer berichtet, worüber beide herzlich gelacht haben sollen. Sie versicherten, daß Marianne niemals aufgeessen würde.

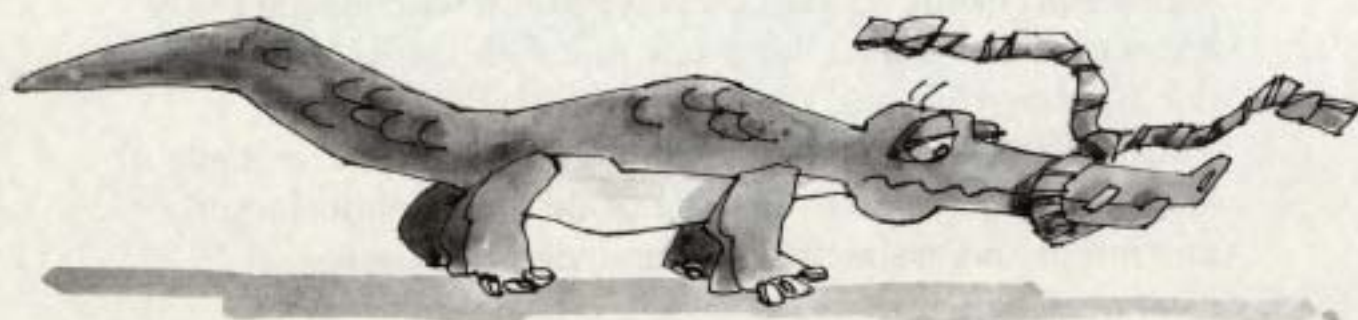
Seitdem wohnt sie im Elysée-Palast in Paris und freut sich riesig, wenn jemand aus Aachen zu Besuch kommt.

Mathilde

Mathilde war noch ganz aufgeregt, als sie sich abends den Schlafanzug überstreifte und zum Zähneputzen ins Bad ging. Nur aus weiter Ferne nahm sie die Stimme ihrer Mutter wahr, die zur Eile aufforderte. Mutter Sabine war sehr daran gelegen, ihre Tochter im Bett zu wissen, wenn sie die Wohnung verließ.

Mathilde putze sich die Zähne so ausgiebig, als ob sie so das Weggehen der Mutter hinauszögern könnte. Sie schaute dabei in den Spiegel, der sich im Nu in eine weißgesprenkelte Fläche verwandelte. Zwischen den weißen Punkten aber tauchten plötzlich die Gesichter der Marionetten auf, die Mathilde nachmittags im Theater gesehen hatte, und die sie noch immer in helle Aufregung versetzten. Da lachte ihr die blonde Liesel mit ihren Radieselzöpfen zu, und der Hans zog

Grimassen, daß Mathilde laut lachen mußte. Das Krokodil klapperte furchterregend mit seinem großen Maul, doch der Polizist umwickelte es flink mit einem Absperrseil. Huldvoll winkten der König und die Königin, die Marktfrau bot aus Leibeskräften ihr Gemüse feil und warf der Prinzessin einen Rotkohl zu, den diese vor Schreck fallen ließ. Er kullerte vor die Füße der Hexe Babe, und triumphierend beschlagnahmte sogleich der Rabe Kolka den Kohl, indem er sich draufsetzte und fürchterlich krakelte.



Mathilde erschrak, denn sie wurde sanft an der Schulter gezupft und so von ihrer Mutter in die Wirklichkeit zurückgeholt.

»Du kannst gleich im Bett träumen, dann hast du viel Zeit. Ich muß nun leider gehen, sonst komme ich noch zu spät!«

»Ach Mutti, es war so schön heute im Theater, soo schön!« schwärmte Mathilde. Dann sagte sie etwas, das ihre Mutter unerwartet und im unpassenden Augenblick traf.

»Hätte ich einen Vater, und wären wir eine richtige Familie, dann brauchtest du jetzt nicht in die blöde Kneipe zu gehen und schwere Tabletts zu schleppen!«

»Aber das weißt du doch, daß das nicht so einfach ist«, antwortete Mutter Sabine etwas verlegen, hob die Schultern und ließ sie entmutigt wieder fallen. Mathilde spürte, wie sehr sie ihre Mutter in Verlegenheit gebracht hatte, und versuchte die Situation zu retten. Schnell sagte sie: »Jetzt mußt du aber wirklich gehen!«

Sie zog die Bettdecke über den Kopf und hörte, wie die Wohnungstür leise ins Schloß gezogen wurde. Nun war sie ganz allein.

Ihre Augen tasteten den dämmrigen Raum nach vertrauten Gegenständen ab. Das Fell ihres Teddybären fühlte sich samtig weich an, und je nachdem, wie sie ihn bewegte, funkelten seine gläsernen Augen. Mathilde versuchte nun angestrengt, sich die Marionettenfiguren ins Gedächtnis zurückzurufen.

Eben vor dem Spiegel war es ganz einfach, aber so sehr sie sich jetzt auch bemühte, es wollte und wollte ihr nicht gelingen. Die Gesichter erschienen als schwarze Ovale, aus denen die Augen wie Laserstrahlen blitzten. Doch ihre hölzernen Glieder hingen müde an den dünnen Fäden.

Da drehte sich ein Schlüssel in der Wohnungstür. Mathilde zog schnell die Decke über den Kopf und stellte sich schlafend. Aber sie blinzelte ein wenig und erkannte Frau Jansen von nebenan, die auf Zehenspitzen heranschlich, um nach ihr zu sehen.

Dann war Mathilde wieder allein. Sie versuchte zu schlafen und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Der Wind rüttelte ein wenig am gekippten Fensterflügel.

Der Wind? Seit wann klopft der Wind, fragte sich Mathilde. Es war ein gleichmäßiges Klopfen: eins, zwei, drei vier, dann Pause und wieder: eins, zwei, drei, vier.

Angst kannte Mathilde nicht. Also stand sie auf, um nachzusehen, was da an die Fensterscheibe klopfte. Sie zog die Gardine ein wenig zur Seite und erschrak nun doch, als sie sah, wie ein dunkler Pfeil auf das Fenster einhackte. Eins, zwei, drei, vier: Pause.

Mathilde war mit einem Satz am Nachttischschränkchen, auf dem griffbereit die Taschenlampe stand, und strahlte den vermeintlichen Pfeil an.

Aber sie staunte nicht schlecht, als sie an dem »Pfeil« einen schwarz gefiederten Kopf entdeckte, der zu einem riesig großen Rabenvogel gehörte.

38

»Was blendest du mich so!« beschwerte der sich. »Mach lieber das Fenster auf! Ich habe dir etwas zu sagen!« krächzte der Rabe. Nun erinnerte sich Mathilde aber, daß ihre Mutter ihr immer wieder eingeschärft hatte, niemanden



in die Wohnung zu lassen. Aber war je von einem Raben die Rede? Ein Rabe ist zwar nicht niemand, aber eben doch nur ein Rabe. Mathilde holte ein Fußschemelchen, um besser an den Fenstergriff zu gelangen. Das war doch endlich mal was! Ein Vogel, der sprechen kann, kommt normalerweise nur in Träumen vor. Aber jetzt träumte sie nicht!



39

Kaum war es Mathilde gelungen, den Fensterflügel zu öffnen, da hüpfte der große, schwarze Vogel herein und begrüßte Mathilde: »Habe ich dich doch noch gefunden, kleines Fräulein!«

»Bist du nicht der Rabe von der Hexe Babe?«, fragte Mathilde neugierig und begeistert zugleich.

»Ja, der bin ich«, bestätigte der und plusterte sein Gefieder so auf, daß er noch größer schien, und zupfte mit seinem großen Schnabel die Federn zurecht. Dann neigte er den Kopf und streifte ein kleines Päckchen ab, das um seinen Hals hing.

»Wir haben dich heute mit deiner Mutter im Theater gesehen«, begann er. Und als Mathilde nur zustimmend

nickte, fuhr er fort: »Noch nie vorher ist uns ein Kind aufgefallen, das uns mit einer solchen Aufmerksamkeit und Begeisterung zugesehen hat. Wir haben beschlossen, dich näher kennenzulernen, nur wenn du möchtest natürlich!« Wieder machte der Rabe eine kleine Pause und sah Mathilde erwartungsvoll an. Ihr aber war vor Aufregung die Antwort im Halse stecken geblieben. Aber dafür nickte sie um so heftiger.

»Du möchtest also auch? Gut, dann werde ich dir jetzt erklären, wie wir uns das vorgestellt haben: Was ich hier mitgebracht habe, ist ein Zauberbonbon. Die Hexe Babe hat es nach einem alten Rezept gemixt, und es ist äußerst schmackhaft. Dieses Zauberbonbon verwandelt dich in einen Winzling, so groß etwa wie ein Lutscher. Ich werde dich in ein Tuch wickeln und um meinen Hals

hängen. So kann ich dich sicher transportieren. Das Fliegen wird dir sicher sehr gefallen!« Da hatte Mathilde schnell ihre Sprache wieder gefunden.

»In einen Winzling, sagst du? Wie habt ihr euch das denn gedacht, soll ich etwa ein Leben lang als lebender Lutscher herumlaufen?«

»Aber nein«, beschwichtigte der Rabe. »Ich habe dir ja noch gar nicht alles gesagt. Das Bonbon wirkt zehn Minuten. Wir haben alles ausgerechnet. Das ist genau die Flugzeit plus Weg durch das Theater zu unserer kleinen Bühne. Danach wirst du wieder wachsen und deine jetzige Größe zurückbekommen!«

»Ja, wenn das so ist! Ist es auch wirklich so?« fragte Mathilde etwas unsicher.

42



»Aber freilich!« antwortete der Rabe und warf sich in die Brust: »Auf das, was der Rabe Kolka sagt, kannst du Gift nehmen!«

»Dann schon lieber das Bonbon«, sagte Mathilde entschlossen, wickelte das Bonbon aus und steckte es in den Mund. Es schmeckt nach Honig und Kräutern, und plötzlich war jede

Aufregung verschwunden. Sie fühlte sich leicht wie eine Schneeflocke, die zur Erde schwebt. Die Fensterbrüstung wuchs ihr über den Kopf und war bald unerreichbar. Dafür weitete sich der Fußschemel zu einer riesigen Platte, und das Loch in der Mitte des Schemels erschien ihr wie ein schwarzer Krater. Da hüpfte der Rabe auf den Schemel und wickelte Mathilde sorgfältig in ein

43

Tuch. Er verknotete es und hing es sich geschickt um den Hals, so daß Mathilde mit dem Gesicht nach unten während des Fluges alles würde wunderbar sehen können. Dann hopste der Rabe auf das Fenstersims und startete ohne Probleme. Mit kräftigen Flügelschlägen gewann er rasch an Höhe und steuerte auf die Stadtmitte zu. Was war das für ein Anblick!

Mathilde vergaß, daß sie ein Winzling war. Die breiten Straßen sahen wie endlose Lichterketten aus, die sternförmig im Stadtkern endeten. Nur gedämpft drang der Straßenlärm zu ihnen herauf, und der riesige Springbrunnen schickte seine hellerleuchteten Fontänen wie glitzernde Perlenschnüre in alle Richtungen durch die dunkle Nacht. Obwohl Eile geboten war, flog der Rabe Kolka sehr gemütlich. Unentwegt erklärte er Mathilde die Straßen, wichtige Gebäude und Plätze, die

Parks und den Bahnhof, er umkreiste das Rathaus und den altherwürdigen Dom, um endlich Kurs aufs Theater zu nehmen. Geschickt schlüpfte er hinein und erreichte über den Dachboden, verschiedene Flure das Treppenhaus und verwickelte Räume das kleine Theater.

Es war allerdings auch höchste Zeit, denn Mathilde wuchs. So schleppte Kolka sie mehr, als daß er sie trug, ja das letzte Stück schleifte er sie sogar, bis er sie endlich erschöpft mitten auf der kleinen Bühne ablegte und dabei keuchend krächzte: »Da habt ihr sie!« Mathilde befreite sich aus dem verknoteten Tuch und schaute in die ihr vom Nachmittag wohlbekannten Gesichter. Die Marionetten waren neugierig herbeigeeilt. Sie standen im Kreis um sie herum und bestaunten das Wunder ihres Wachstums.



Das vielstimmige »Oh und Ah« beendete die Hexe Babe, indem sie mitsamt ihrem Besen einen Luftsprung vollführte, im Kreis tanzte und frohlockte: »Es hat funktioniert, es hat geklappt, ich habe gewußt, daß es funktioniert!«

Mathilde räkelte und streckte sich, dann gähnte sie ausgiebig, zupfte sich den Schlafanzug ein wenig zurecht, breitete beide Arme aus und rief: »Hallo, ich bin Mathilde, guten Abend zusammen!«

»Guten Abend Mathilde«, antworteten alle fast gleichzeitig. Dann trat der König ein wenig hervor, verneigte sich vor Mathilde und begann zu sprechen: »Wir freuen uns sehr, daß es gelungen ist, dich hierher zu holen, und hoffen, daß es dir bei uns gefällt. Du wirst dich fragen, warum wir dich ausgewählt haben, zu uns zu kommen. Kolka hat es dir vielleicht schon erklärt, und

ich kann mir eine lange Rede sparen. Wichtig ist, daß du in uns nicht die hölzernen Figuren siehst, die auf das Kommando ihres Puppenspielers gehorchen, sondern die Menschen, die wir mit unserem Spiel verkörpern. Doch nun genug geredet, wir möchten uns dir erst einmal der Reihe nach vorstellen!«

Musik erklang, und alle traten zurück, so daß der König alleine mitten auf der Bühne stand. Mathilde setzte sich an den Bühnenrand und wartete gespannt.

Der König verneigte sich und sang:

»Ich bin der König hier, herrschen ist mein Pläsier!«

Die Königin trat zu ihm und stimmte an:

»Und ich bin seine Frau, man sieht es ganz genau!«

Nun kam der Prinz hinzu:

»Ich bin der stolze Prinz, eß gerne Pfefferminz!«

Alles lachte, und die Prinzessin drehte eine Pirouette und verneigte sich: *»Du siehst, daß ich Prinzessin bin, doch hab' ich Unsinn nur im Sinn!«* Dabei nahm sie dem Polizisten den Helm vom Kopf und setzte ihn sich auf.

Der Hans eilte schnell herbei, nahm die Mütze vom Kopf der Prinzessin und brachte sie dem schimpfenden Polizisten zurück. Dann stellte er sich vor:

»Mich nennt man kluger Hans, den Durchblick hab' ich ganz!«

Dabei nahm er die Liesel an die Hand, die zu berichten wußte:

»Ich bin die blonde Liesel, hab' Zöpfe wie Radiesel!«



Mit einem akrobatischen Sprung auf ihrem Besen
gesellte sich die Hexe zu der kleinen Truppe. Der Rabe
Kolka flog hinterher und ließ sich auf ihrem Kopf nieder.

Mathilde staunte über die vielen bunten Flicker auf dem
Hexenkleid und stellte sich vor, sie würde in einer
solchen Aufmachung in der Schule erscheinen.

Während die Hexe ihren Spruch sang »Man nennt mich
Hexe Babe, zu mir gehört der Rabe«, krächzte Kolka
kräftig mit. Es schien ihm großen Spaß zu machen.

Der Verantwortung seines Berufes entsprechend, trat der
Polizist hervor. Er war leider völlig unmusikalisch und
sprach deshalb seinen Vers:

»Ich bin der Polizist, Ordnung mir wichtig ist!«

Mathilde mußte lachen, denn aus Versehen hatte er
seine Mütze verkehrt herum aufgesetzt.

Das Krokodil war bereits in Anmarsch. Es baute sich
furchterregend vor Mathilde auf, so daß sie das große
Maul so richtig in Augenschein nehmen konnte.

Aber es konnte singen. Mathilde schätzte, daß es sich
um ein älteres Exemplar handelte, denn seine Stimme
klang sehr tief:

*»Wer ich bin, kannst du leicht seh'n,
sind meine Zähne nicht sehr schön?«*

Dann drehte er sich in alle Richtungen, um die
»Schönheit« seines Gebisses auch richtig würdigen zu
lassen.

Dieser Auftritt war immer von »Erfolg« gekrönt.

Erst als der Polizist bemerkte, daß es nun aber genug sei und man das arme Kind höchstens verängstige, verzog sich das Krokodil und machte der Marktfrau Platz.

Die fackelte nicht lange. Sie stemmte beide Arme in die Hüften und berichtete:

*»Ich verkaufe Kohl und Rüben,
auf dem alten Markt da drüben
und kommt mir einer krumm,
wehr ich mich gar nicht dumm!«*

Dann nahmen sich alle bei der Hand, tanzten im Kreis und sangen:



*»Wir sind elf Marionetten,
bekannt in dieser Stadt,
und wenn sie uns nicht hätten,
wär's müde hier und matt.
Wir wollen, daß die Leute lachen
und daß sie fröhlich sind,
daß an Geschichten, die wir machen,
sich erfreut auch jedes Kind.«*

Mathilde war begeistert. »Wie schön!« rief sie aus und umarmte eine Marionette nach der anderen.

»Kann ich euch nicht öfter besuchen? Ich bin abends meistens alleine, weil meine Mutter arbeiten muß.«

»Hast du denn keine Geschwister?« fragte Liesel neugierig.

»Nein, ich wohne mit meiner Mutter alleine!«

»Und... hast du keinen Vater?« fragte die Prinzessin vorsichtig.

»Nein, aber ich möchte gerne einen haben«, rief Mathilde, »meine Mutter sagt aber, daß das nicht so einfach ist!«

»Hm«, überlegte die Hexe, »wenn sie keinen Vater hat und gerne einen haben möchte, dann werden wir eben einen besorgen!«

»Wie stellst du dir das denn vor, so einfach ist das wirklich nicht!« gab der Hans zu bedenken.

»Wie fragt ihr, nicht einfach sagt ihr. Es ist super einfach, sage ich euch, so wahr ich die Hexe Babe bin! Ich sehe es ganz genau vor mir!« Plötzlich waren alle still, nur die

Liesel flüsterte Mathilde schnell zu: »Du mußt wissen, sie kann in die Zukunft sehen!« Nun wurde Mathilde unruhig und sehr neugierig.

»Wer ist es?« fragte sie.

Babe machte es wirklich spannend und wollte mit ihrem Geheimnis nicht herausrücken. Doch alle drängten, und schließlich sagte sie es doch:

»Es ist: ... Peter!« platzte sie heraus.

In die allgemeine Unruhe, die dieser Name auslöste, fragte Mathilde: »Wer ist Peter?«

Energisch mußte der König um Ruhe bitten und sagte zu Mathilde: »Ich werde es dir im Reim sagen.«

Er baute sich majestätisch auf der Bühne auf und begann zu singen:

*»Peter ist nicht irgendwer,
er ist unser Vater,
gibt seine Stimme für uns her,
täglich im Theater.
Er läßt uns lachen, weinen
oder vor Wut erbeben,
wir sind die Seinen,
solang wir leben.
Und sucht er eine Frau,
dann muß sie zu ihm passen.
Wir prüfen sie genau,
damit ist nicht zu spaßen!«*

Wieder staunte Mathilde. Doch so ohne weiteres war sie nicht gewillt, sich irgendeinen Vater vorsetzen zu lassen, und schlagfertig antwortete sie:

*»Was denkt die Majestät,
wer meiner Mutter rät?
Nimmt sie sich einen Mann,
zählt auch mein Urteil dann!
Es taugt noch lang nicht jeder,
auch wenn's ist euer Peter!«*

»Ruhe, Ruhe, nur keinen Streit!« versuchte Hans zu beschwichtigen. »Alles wird sich finden, aber nun werden wir dir eines von unseren Stücken vorführen!«

Damit war Mathilde einverstanden. Sie hatte sich wieder beruhigt und setzte sich voller Erwartung an den Rand der Bühne.

58



Mathilde hörte, daß hinter dem Vorhang aufgeregte Geschäftigkeit herrschte. Dann war es plötzlich still, und der Gong ertönte. Endlich hob sich der Vorhang, und die eben noch recht kahle Bühne hatte sich in eine herrliche Parklandschaft verwandelt, in der die Prinzessin spazieren ging.

Das Stück handelte von einer sehr schönen Prinzessin, in die sich der Rabe der Hexe Babe verliebt. Als diese den Ausreißer endlich findet, ist sie fürchterlich eifersüchtig und zaubert der Prinzessin eine lange Nase, die so lang wie ein



59

Rettich ist, während die Ohren zu Elefantenohren wachsen. Der König ist entsetzt, die Königin fällt in Ohnmacht, der Polizist erscheint, weil er großes Unrecht wittert, und auch Hans und Liesel eilen herbei. Alle setzen der Hexe mächtig zu, damit sie den Zauber wieder von der schönen Prinzessin entfernt. Die Hexe sieht ein, daß sie in ihrer Eifersucht viel zu schnell gehandelt hat. Sie muß aber eingestehen, daß der Zauber nur rückgängig gemacht werden kann, wenn es gelingt, dem gefährlichen Krokodil einen Zahn herauszubrechen und Nase und Ohren damit zu berühren. Alle haben Angst vor dem gefährlichen Tier, auch die Hexe. Aber das Mißgeschick der Prinzessin spricht sich schnell herum, und auch das Krokodil erfährt davon. Weil es die Prinzessin sehr gerne hat, kommt es und läßt sich freiwillig einen Zahn ziehen. So wird die Prinzessin

wieder zu der schönen Prinzessin, die sie vorher war, und kann endlich ihren Prinzen heiraten. Alle sind zufrieden, und das Spiel ist aus!

Nun warteten alle Darsteller auf Mathildes Beifall. Sie waren so vertieft in ihr Spiel, daß sie gar nicht bemerkt hatten, daß Mathilde eingeschlafen war. »Armes Kind«, meinte die Marktfrau, »das war ja wohl auch ein bißchen viel auf einmal!«

»Pst!« befahl die Hexe Babe. Dann rieb sie den Besenstiel zwischen ihren Handflächen, daß er wie wild hin und her tanzte und Funken sprühte. Plötzlich hielt sie inne und sagte ganz aufgeregt: »Es kommt jemand, ich sehe es!«

»Wer kommt?« fragten die anderen und dachten erst an einen Scherz. Wer sollte schon um diese Zeit kommen?

Noch nie vorher war jemand gekommen. »Schnell weg, es ist Peter!« rief die Hexe. Im Nu war die Bühne wie leergefegt. Alle waren sie verschwunden, bis auf die schlafende Mathilde, an die in der Eile niemand gedacht hatte. Die Tür ging auf, und Peter tastete nach dem Lichtschalter. Dann ging er überall herum, als ob er nach etwas suche und redete zu sich selber: »Wo hab' ich sie denn nur liegen lassen!«



»Ohne Brille bin ich nur ein halber Mensch! Wo ist sie nur? Endlich konnte er sie auf der Bank entdecken und setzte sie voller Freude auf. »Da hat sich der Weg doch gelohnt!« meinte er zufrieden. »Endlich kann ich wieder richtig sehen!«

Er sah sich um, aber der zufriedene Ausdruck in seinem Gesicht wechselte in ein ungläubiges Staunen, als er die schlafende Mathilde entdeckte.

»Seit wann übernachten Kinder im Theater?« bemerkte er und betrachtete Mathilde von allen Seiten. Aber kein Antippen und auch kein Rütteln konnten sie aus dem tiefen Schlaf zurückholen.

Irgendwo wird das Kind doch sicher vermißt, dachte er sich und eilte zum Telefon, um bei der Polizei anzurufen.

Natürlich hatten die Marionetten und auch Mathilde beim Spiel die Zeit vergessen und nicht daran gedacht, daß Mathilde ja schon längst zu Hause sein mußte.

So war die Mutter Sabine nach Hause gekommen und hatte, noch ehe sie den Mantel auszog, nach Mathilde gesehen. Starr vor Schreck stand sie an Mathildes Bett und konnte nicht glauben, was sie sah: ein leeres Bett und das geöffnete Fenster mit dem Fußschemel davor.

Sie rannte die Treppe hinunter, suchte die Büsche unter dem Fenster ab und rief unaufhörlich Mathildes Namen. Nach und nach gingen überall im Haus die Lichter an, und verschlafene Gesichter schauten aus Fenstern und Türen. Einige beschwerten sich laut wegen der Ruhestörung, aber Sabine war nicht zu beruhigen.

Irgend jemand rief bei der Polizei an, die kurze Zeit darauf zwei Beamte vorbeischickte.

Sie stellten allerlei Fragen an Sabine, die am Tisch saß und weinte und die Fragen nur stockend beantworten konnte. Zum Glück war ihre Nachbarin, Frau Jansen, gekommen und tröstete sie, so gut und so schlecht sie konnte.

Ein Polizist kam mit einer schwarzen Vogelfeder und einem Papierchen zurück. Beides hatte er am offenen Fenster gefunden. Aber niemand konnte sich einen Reim darauf machen.

Sorgfältig notierten sich die Beamten alles und wollten schon gehen, als das Telefon klingelte. Es war die Polizeistation, die der verdutzten Sabine mitteilte, daß ein Mann ein schlafendes Kind in einem

Marionettentheater gefunden habe. Ob es sich vielleicht um ihre Tochter handeln könne?

Sabine verstand zwar gar nichts, aber sie wußte, daß es nur Mathilde sein konnte. Es dauerte nur ein paar Minuten, ehe sie eintrafen. Peter trug das schlafende Kind auf dem Arm und brachte es behutsam in sein Bettchen zurück.

Dann erzählte er, wie er Mathilde gefunden hatte. Die Polizisten verabschiedeten sich, für sie war der Fall geklärt. Auch Peter verabschiedete sich - zunächst.

Er kam zum Frühstück wieder, denn er wollte doch unbedingt von Mathilde selbst erfahren, wie sie in das Theater hineingekommen war. Und das erklärte Mathilde dann auch lang und breit.

Übrigens: Die Hexe Babe sollte mit ihrer Prophezeiung recht behalten!

Die Weihnachtsüberraschung

Der zehnjährige Bernd saß im Kinderzimmer auf seinem Bett. Den Tränen nahe, seinen Kopf auf die Hände gestützt und ab und zu in einem Anflug von Verzweiflung mit den Fingern durch sein braunes Haar



fahrend, starrte er auf ein Prospekt auf seinem Schoß. Die Tür wurde leise geöffnet und fast lautlos wieder geschlossen. Vor Bernd stand seine Schwester Beate, auffallend groß für ihre dreizehn Jahre, mit blondem Wuschelhaar und lustigen, braunen Augen.

Doch heute sahen sie beide eher traurig aus. Und das hatte eine Woche vor Weihnachten einen besonderen Grund. Beim Frühstück war der Vater mit seiner Hiobsbotschaft herausgerückt. Das altersschwache Auto hatte tags zuvor seinen Geist aufgegeben, und die Anschaffung eines neuen Wagens war nun unumgänglich und zwingend notwendig geworden, denn der Vater brauchte sein Auto beruflich.

Das bedeutete für Bernd, daß er auf sein heißbegehrtes Fahrrad ebenso verzichten mußte wie seine Schwester

auf ihre neuen Ski. Die Mutter hatte schweigend und bedrückt dabei gesessen, aber dann in der ihrer typischen Art optimistisch bemerkt: »Wir werden trotzdem ein schönes Weihnachtsfest haben!«

Während die beiden Geschwister nun beratschlagten und diskutierten, klingelte es an der Haustür. Eine Weile später war die freudig erregte Stimme der Mutter zu hören, die sich dem Zimmer näherte. »Stellt Euch vor«, sagte sie beim Eintreten, »Tante Lehnchen hat geschrieben!« - »Na, und?« kam es trotzig vom Bett herüber. »Tante Lehnchen und Onkel Walter werden uns Weihnachten besuchen«, berichtete die Mutter und ihre Wangen zeigten vor Erregung eine leichte Rötung. »Ach soo«, dehnte sich das gelangweilte Echo im Duett. Da unternahm die Mutter einen letzten Versuch, um die

beiden aufzumuntern: »Sie kündigen eine Überraschung an!« Aber die beiden Geschwister blieben stumm, und so zog sich die Mutter enttäuscht zurück.

Tante Lehnchen und Onkel Walter hatten selbst keine Kinder. Sie waren auch nicht richtig Tante und Onkel, aber sie gehörten schon immer zur Familie. Obwohl Bernd und Beate keine Fragen stellten, waren sie doch neugierig auf die angekündigte Überraschung. Die trüben Tage zogen sich wie zäher Sirup dahin. Worauf sollte man sich denn schon freuen, wenn die sehnlichsten Wünsche nicht erfüllt werden konnten? Einen Hoffnungsschimmer bot nur der Gedanke an die angekündigte Überraschung von Onkel und Tante. Endlich war der 23. Dezember angebrochen, und die ganze Familie konzentrierte sich voller Spannung und Erwartung auf das Eintreffen der Besucher.



Als sie dann endlich alle im Wohnzimmer standen und die Begrüßungszeremonie beendet war, richtete sich die Aufmerksamkeit von Bernd und Beate auf einen Korb, der in der Diele abgestellt war. »Ihr seid sicher neugierig?« bemerkte Onkel Walter, der aufmerksam die Blicke der Kinder verfolgt hatte. In seiner bekannten unvergleichlichen, spitzbübischen Art rief er nun alle herbei, um mit allerlei Hokuspokus das Geheimnis im Korb zu lüften.

Schließlich öffnete er blitzschnell den Deckel und sagte voller Stolz: »Na, ist das nichts? Das wird unser Weihnachtsbraten! Ist das nicht ein Prachttier?«

Ja, er hatte recht, im Korb saß ängstlich geduckt eine Ente mit einem wunderschönen, bunten Federkleid. Bernd und Beate waren sofort niedergekniet und

streichelten die schillernden Federn des großen Vogels. Vorsichtig erkundigte sich Mutter, wer denn das arme Tier schlachten solle. »Das besorge ich«, beruhigte sie Onkel Walter, »gleich morgen früh, wenn Ihr zum Einkaufen geht. Bis Ihr kommt, ist alles vorbei«, worauf ein erleichtertes Aufatmen der Mutter zu hören war.

»Ich will nicht geschlachtet werden«, kam eine Stimme aus dem Korb. Bernd und Beate sahen sich an. Niemand außer ihnen schien etwas gehört zu haben. Und während sich die Erwachsenen in Richtung Küche und Wohnzimmer entfernten, fragte Bernd in den Korb zurück: »Was hast Du gesagt?« Zum Erstaunen der beiden kam die Antwort: »Ich will nicht im Brattopf landen, helft mir hier herauszukommen!« Das war der Gipfel! Abgesehen davon, daß eine sprechende Ente

etwas höchst Seltenes ist, hatte Bernd schon längst beschlossen, dieses Weihnachtsfest rein vegetarisch zu verbringen. »Kannst Du fliegen?« fragte er in den Korb zurück. »Natürlich«, antwortete die Ente beleidigt, »obwohl, man hat mir den rechten Flügel etwas gestutzt, und zugenommen habe ich auch kräftig in den letzten Wochen.« Bernd dachte konzentriert nach, so, als wolle er eine genaue Berechnung anstellen. »Es wird gehen«,

sagte er entschlossen, »es muß gehen!« Und dann folgte eine lange Beratung mit Beate und der Ente, bis ihr »Schlachtplan«



schließlich festgelegt war. Beate stand am Bett ihres Bruders und rüttelte ihn wach. »Steh auf«, rief sie, »Onkel Walter macht schon alles fertig!« Wie von einer Wespe gestochen, sprang Bernd aus dem Bett und lief zum Fenster.

Tatsächlich, der Onkel hatte bereits den Hackstock zurecht gestellt und das Beil darauf gelegt. Die Hinrichtungsstätte war also vorbereitet, und höchste Eile war geboten, wenn das Schlimmste verhindert werden sollte. Wie der Blitz fuhr Bernd in seine Hose und war schon unterwegs in den Garten, während sich Beate in den Büsche hinter dem Gartenzaun verkroch. »Geh lieber wieder ins Haus!« rief Onkel Walter dem heranlaufenden Bernd entgegen. »Das ist kein Geschäft für Dich!« Aber Bernd eilte auf den etwas abseits gestellten Korb zu und öffnete flink den Deckel.

»Das war aber höchste Zeit!« tönte es vorwurfsvoll heraus. Schon ergriff Bernd den großen Vogel mit beiden Händen und warf ihn in die Luft. »Was machst Du denn da?« rief der Onkel entsetzt und lief, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, hinter der kreischenden und wegen des gestutzten Flügels wie betrunken torkelnden Ente her. Immer dann, wenn er glaubte, sie am Bein oder Flügel erwischt zu haben, flatterte das Federvieh um sein Leben kämpfend hoch und konnte sich in letzter Sekunde über den Zaun ins Gebüsch retten.

Diese Verfolgungsjagd war so komisch anzusehen, daß der Nachbar, der gerade mit dem Schlachten von Kaninchen beschäftigt war, alles stehen und liegen ließ, die Arme in die Seite stemmte und lachte, daß sein kugelrunder Bauch auf und ab hopste.

Das wiederum brachte Onkel Walter derart in Wut, daß er mit voller Kraft dem Hackstock einen Tritt verpaßte, was er aber schnell bereuen sollte. Ein schmerzhafter Schrei ließ vermuten, daß sich Onkel Walter verletzt haben mußte. Er saß auf dem Hackstock, keuchte und jammerte. »Ich wollte nur wissen, ob sie fliegen kann«, sagte Bernd scheinheilig zu seiner Entschuldigung. »Ach laß nur, das ist jetzt völlig egal, ich brauche einen Arzt«, stöhnte er.

Da half Bernd dem armen Onkel ins Haus, bettete ihn auf das Sofa und holte seinen Vater. Wer schon einmal am 24. Dezember gezwungen war, gegen Mittag einen Arzt oder auch einen Handwerker aufzutreiben, der weiß, auf welch schwieriges Unterfangen sich Bernds Vater einlassen mußte. Er packte den Onkel schließlich in ein Taxi zum nächsten Krankenhaus.

Beate war inzwischen heimlich und mit schlechtem Gewissen mit der Ente ins Haus zurückgekehrt. Sie versteckte das Tier unter Bernds Bett - mit der Ermahnung, nur ja den Schnabel zu halten, was aber in Anbetracht des erschöpften Zustandes der Ente eigentlich nicht nötig war. Inzwischen waren auch die beiden Frauen voll bepackt vom Einkaufen zurück und erfuhren von dem Mißgeschick.



Eigenartigerweise schimpfte Mutter nicht mit Bernd, ja sie schien sogar erleichtert darüber, daß die Ente nicht geschlachtet worden war, und schickte die beiden Kinder auf die Suche nach dem armen Tier, das doch nun sicher hilflos in der Kälte

herumirren mußte. Doch Bernd und Beate schlichen sich heimlich ins Zimmer, um nach der Ente zu sehen, die sich leidlich erholt hatte. So beschlossen die beiden, den Rest des Tages - dem eigentlichen Ereignis entsprechend - würdig zu begehen, und verschwanden im Badezimmer.

Es dämmerte bereits, als Vater und Onkel endlich zurückkamen. Zum Glück war dem Fuß nichts Schlimmes passiert. Er mußte nur ein paar Tage geschont werden.

Es wurde trotzdem oder gerade wegen der ganzen Ereignisse ein schöner Weihnachtsabend. Gemeinsam besuchten sie die Kirche. Noch nie hatte Bernd so andächtig den Worten des Pfarrers gelauscht und noch nie hatte ihm die Orgelmusik feierlicher in den Ohren geklungen als an diesem Abend.

Er war glücklich, denn er hatte einer Ente das Leben gerettet. Als dann zu Hause der Weihnachtsbaum im Lichterglanz erstrahlte, waren Bernd und Beate vollkommen überwältigt. Denn da stand unter dem Weihnachtsbaum die eigentliche, angekündigte Überraschung: ein Fahrrad für Bernd und ein Paar Ski für Beate.

Auffallend zeitig zog sich an diesem Weihnachtsabend Bernd in sein Zimmer zurück, und alle, außer Beate, wunderten sich. Als aber die Eltern spät in der Nacht nach ihm sahen, fanden sie in im Bett, eng an seine Ente gekuschelt. Er träumte von aufregenden Abenteuern mit ihr.

Es heißt, daß sich Träume in der Weihnachtszeit irgendwann erfüllen.



PRINTE MARIANNE

Mit der freundlichen Unterstützung der CERA